

Wie ich Sozialdemokrat wurde!

Autor(en): **Moser**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **8 (1913)**

Heft 3

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-350630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

galt, Kämpfe auszufechten. Nun sehen wir seit einer Reihe von Jahren, daß die Frauen daran gehen, den Kampf um ihre Rechte selbständig zu führen. Und diese Selbständigkeit, die sich bemerkbar macht, ist unstrittig ein Verdienst unserer Frauentage und bei uns in der Schweiz speziell der Frauenkonferenzen, an denen wir Kräfte sich entwickeln sehen, die alle Mutlosigkeit und allen Zweifel, ob wir unsere Ideen zu verwirklichen stark genug sind, verschwinden lassen.

So ist auch alle Agitation, Organisation, all die große Arbeit, die ein gutgelungener Frauentag fordert, fast ausschließlich Frauentwerk. Darin liegt ein großer Fortschritt der proletarischen Frauen. Im Anfang mußten wir diese Arbeiten lernen, mußten praktisch-politische Arbeit aber vor allem auch ganz begreifen, dann erst konnten wir daran gehen, eine Verantwortung auf uns zu nehmen, die ein zweiter Weltfeiertag uns auferlegt.

Der agitatorische Wert des Frauentages aber kommt zum höchsten Ausdruck im Wachstum der innern Kraft der proletarischen Frauenbewegung. Die Frauentage werden das Bild unserer Entwicklung zeigen. Sie werden ein wichtiges Erziehungsmittel für die neu gewonnenen Kämpferinnen sein.

Die Wirkung der Frauentage hängt aber zuguterletzt von der äußern Stärke unserer Organisation und der aufgewendeten Agitation ab. Nur eine unaufhörliche Aufklärungsarbeit über die Forderung des Frauenstimmrechtes kann uns zum Siege führen. Der Frauentag ist für unsere Bewegung schon darum so unendlich wertvoll, weil er uns ermöglicht, zu vielen, vielen Frauen zu reden, die ohne den Frauentag nie zu uns gekommen wären. Sehen wir daher an diesem Tage unsere ganze Kraft ein und werfen wir mit vollen Händen den Samen des Sozialismus unter die Proletarierfrauen.

S. W.

Wie ich Sozialdemokrat wurde!

(Von Genossin Moser an der letzten Frauenkonferenz in Zürich erzählt.)

Also betitelt sich eine Artikelserie, die Genosse Gauth im „Volkrecht“ veröffentlichte nach seiner vom Zürcher Regierungsrat verfügten Ausweisung anno 1906. Genosse Gauth hat in jenen Artikeln geschildert, wie er allmählich von seinen bürgerlichen Anschauungen auf die Bahn des Sozialismus hinübergedrängt wurde.

Wenn ich heute aus meinen Lebenserfahrungen erzähle, so wird daraus, ob ich will oder nicht, ebenfalls das Thema: Wie ich Sozialdemokrat wurde!

Mühe und Arbeit, Kummer und Sorgen kennzeichneten den Gang meiner Lebensjahre bis zu meiner Verheiratung am 6. November 1893 in Heiden im schönen Appenzellerland. Ehedem hatte ich von dem Wort Sozialismus überhaupt noch nie etwas gehört, geschweige denn einen Begriff von dessen Bedeutung gehabt. Ich bin gut römisch-katholisch aufgezogen worden und habe in meiner ledigen Zeit meist in Dienst gestanden. Da mein zukünftiger Protestant war, hatte ich manche schwere Stunde mit meinen Angehörigen auszufechten. Ich sollte meinen Erwähl-

ten überreden, sich mit mir katholisch trauen zu lassen. Mit artigen Worten sagte er mir, daß daraus nichts werde. Er meinte, auch die protestantischen Pfarrer würden das Volk genug verdimmen. Wir brauchten keinen katholischen zur Einsegnung unseres Lebensbundes. Am liebsten sei ihm, wenn ich einwillige, überhaupt ohne kirchliche Trauung mich ihm zu eigen zu geben. Das schien mir aber damals doch eine zu große Ungehenerlichkeit und so wurden wir in der Pfarrkirche zu Thal (St. Gallen) protestantisch eingegnet.

Bald eröffnete mir mein Mann, daß sein Geschäft am Blake Seiden nicht genügend einbringe, um eine Familie zu ernähren. Also mußte ich mich mit dem Gedanken an einen Umzug vertraut machen. Kurz gesagt: ein Jahr nach unserer Hochzeit saßen wir im Eisenbahnwagen, der uns über Winterthur nach Schaffhausen führte, unserer neuen Heimat. Daß ich dabei ein „Babi“ im Arm hatte, versteht sich ja beinahe von selbst.

Nun begann ein neuer Lebensabschnitt für mich. Mein Mann nahm Arbeit in der Waggonfabrik Neuhäusen und ich — ich wurde auch Fabriklerin. Ich ging in die Tonwarenfabrik und hatte alle Tage den horrenden Lohn von Fr. 1.70.

Ich muß noch nachtragen, daß mein Mann in Heiden dem Grütliverein angehört hatte. In Schaffhausen belehrte er mich, müßten wir vorerst einmal sehen, daß wir eine richtige Haushaltungseinrichtung zusammen brächten. Und wirklich, wir konnten manche Neuanschaffung machen. Auf eine Einladung hin schloß sich mein Mann der Metallarbeitergewerkschaft an. Diese war damals noch ein unscheinbares Ding. 60 Rappen Monatsbeitrag und etwa ebensoviel Mitglieder. Von einer Kampforganisation konnte daher eigentlich nicht gesprochen werden. Noch waren keine zwei Jahre vorbei, da kam mein Mann öfters zornig und ungehalten nach Hause und schimpfte über die Blutsauger und Lohndrücker. Eine Aenderung im Meisterverhältnis diene dazu, Reduktionen in den Akkordpreisen vornehmen zu können. Im Taglohn verdiente mein Mann damals 3 Franken, im Akkord 4.50—4.80. Nun wollte man also durch Lohnabzüge die Leute mehr antreiben. Dabei ging der Werkführer so frech vor, daß er den Leuten am Zahltag einfach weniger auszahlte und auf Reklamationen hin ganz zynisch-frech sagte: „Da, das zahlt nicht mehr soviele!“ Also keine Spur davon, daß man dem Arbeiter vorher von einem geplanten Abzug etwas gesagt hätte.

So wird man Sozialist! Mein Mann war dies natürlich schon längst, da er bereits mit dem achtzehnten Lebensjahre dem Grütliverein beigetreten und stets Abonnent der Arbeiterpresse war. Aber ich, ich mußte erst lernen, Sozialist zu werden und ich muß bekennen, mein Mann war ein prächtiger Lehrmeister. Als es ihm mit den Abzügen (ohne gesetzmäßige Anzeige), zu bunt wurde, verabredete er sich mit zwei Kollegen. Die drei gingen zum Fabrikinspektor Hauschenbach. Jetzt gab es für mich eine aufgeregte Zeit.

Wie die Industriebesitzer damals einen Fabrikinspektor respektierten! Auf den ersten Brief gab die Fabrik gar keine Antwort. Dagegen bemerkten mein Mann und seine zwei Mitverschworenen, wie in der Fabrik nach dem Urheber gefahndet wurde. Auf den zweiten Brief des Fabrikinspektors schrieb die Fabrik, daß alles nicht wahr sei. Einem einzigen Arbeiter sei auf einen Artikel, der jetzt viel leichter hergestellt werden könne, ein Abzug gemacht worden. Nun wurde mein Mann als Klageleiter vor den Fabrikinspektor geladen. Dieser las ihm den Brief der Fabrik vor und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er mit seinen Kollegen so leichtfertig ein Geschäft zu diskreditieren versuche. Mein Mann sprang in hellodernem Zorne vom Stuhle auf und nun ging der Spektakel los. „Was? Sie glauben ohne weiteres das, was die Herren vom Bureau Ihnen schreiben, sei die lautere Wahrheit und wir Arbeiter seien kurzerhand Lügner?“ Dann riß er die Belege aus seiner inneren Rocktasche, warf sie auf das Pult des erschrockenen Inspektors und verlangte strikte Auszahlung des abgestohlenen Lohnes, ansonst er nach Bern schreibe. Der Herr Inspektor versprach darauf, die Sache genau zu untersuchen.

Was alle diese Aufregungen für mich bedeuteten (ich hatte inzwischen mein zweites Kind und konnte infolgedessen nicht mehr in die Fabrik), das kann nur jemand begreifen, der schon Ähnliches durchgemacht hat. Die Kündigung hatte mein Mann dem Werkführer ins Gesicht geschleudert. Man stand zu Anfang des Monats Dezember und ich fürchtete einen brotlosen Winter. Aber nein. Zwei Tage später sagt mir mein Mann, daß er Arbeit gefunden und morgen in der Stahlfabrik Schaffhausen anfangen müsse. Damals waren die schwarzen Listen der Unternehmer noch nicht so im Schwunge wie heute.

In Neuhausen wurde es eine Zeitlang besser. Alle die Arbeiter, die auf dem Papier standen, das mein Mann dem Inspektor eingereicht hatte, bekamen Nachzahlungen. Aber nicht lange, so riß der alte Schlandrian wieder ein, denn es fehlte eben an einer gesicherten Organisation der Arbeiter. In der Mai-Nummer des „Neuen Postillon“, Jahrgang 1902 ist diese Angelegenheit verewigt unter der Aufschrift: „Vor fünf Jahren. Eine Erinnerungsstudie!“ Meines Mannes zwei Mitverschworene ruhten damals, also fünf Jahre später, schon im kühlen Grabe. Der eine hat es auf 38, der andere auf 42 Lebensjahre gebracht.

Am 4. Dezember 1896 nahm mein Mann die Arbeit in der Stahlfabrik Mühlfental Schaffhausen auf. Anno 1898 im März wurde dort auf Anregung einiger aufgeweckter Genossen die Hilfsarbeiter-Gewerkschaft Mühlfental Schaffhausen gegründet. Ein Vierteljahr später war mein Mann Präsident derselben. Die eingeleitete Lohnerhöhung hatte Erfolg gehabt: Erhöhung der Stundenlöhne, Einführung von sogenannten Alterszulagen für die Meister, Ferien usw. Also auch die Meister profitieren von einer Arbeiterorganisation. Im Jahre 1899 wurde diese Hilfsarbeitergewerkschaft umgetauft in den Arbeiterbund Mühlfental.

Als Präsident wurde ein tüchtiger Redner, Joh. Wehrli, gewählt. Mein Mann übernahm die Aktuarstelle. Schon im März standen sich Arbeiter und Unternehmer wieder schroff gegenüber. Herr F. hatte sich erlaubt, die Mitglieder der Arbeiterkommission mit Hegern, Wühlern zu titulieren. Es kam soweit, daß Herr F. seine Worte zurücknehmen mußte. Nun trat wieder Ruhe ein.

Am 1. Januar 1900 schloß sich der Arbeiterbund mit etwa 180 Mitgliedern dem Schweiz. Metallarbeiterverband an. Wenn immer möglich, durfte ich meinen Mann an die Agitationsversammlungen begleiten, wo Vorträge gehalten wurden. Derweil hielt ein neuer Direktor seinen Einzug in die Stahlfabrik, mit welchem Präsident Wehrli vom Arbeiterbund schon einige Hühnchen gerupft hatte. Unter einem wichtigen Vorwand erfolgte die Maßregelung. Und wieder standen sich Unternehmer und Arbeiter gegenüber. Arbeitersekretär Greulich, den die Arbeiter zur Vermittlung herbeigerufen hatten, wurde auf dem Bureau gar nicht vorgelassen. Im „Sternen“, Webergasse, Schaffhausen, konnte er mit den Mühlfentaler Arbeiter-Delegierten ungefähr die Normen festsetzen, nach denen die Arbeit fortgesetzt werden sollte. Zum Streiken war kein Geld da und überdies keine gutdisziplinierte Arbeiterschaft vorhanden. Wehrli blieb draußen und stand nun auf der schwarzen Liste. Die Arbeiter veranstalteten eine Sammlung zu seinen Gunsten und in der Folge sorgte der Vorstand des Arbeiterbundes dafür, daß er eine Wirtschaft übernehmen konnte. Die Arbeiter bewiesen soviel Solidarität, daß sie ihren Genossen möglichst durch ihre Kundschaft unterstützten. Als dann aber die Tramlinie gebaut wurde, war es für die Wirtschaft mit der guten Zeit vorbei. Wehrli verzog vom Platz Schaffhausen, wie denn überhaupt vom damaligen Vorstand kein einziger mehr dort weilte. Im Juli 1902 kam die Reihe zum Hinausgeworfenwerden an meinen Mann. Er hätte es ehrlicher Weise vorher verdient, jawohl! In der nächsten Nummer des „Neuen Postillon“ erschien dann folgendes Gedicht:

Röbis Abschied.

Sie haben den Röbi entlassen
Dort hinten im jammrigen Tal,
Nun wird ihm vergehen sein Spassen;
So fängt man die Burschen einmal.

Schon glaubt man den Röbi verschollen,
Da spricht er dort über den Zaun:
„Noch einmal möcht ich ohne Grollen
Die leeren Werkstätten beschaun.“

Denn trotz eurem mächtigen Wissen,
Trotz eurem erlauchten Verstand,
Behauptet, das darf man wohl wissen,
Die Krisis bei euch Oberhand.

Papierene Handlanger stehen
Regimentweis in eurem Sold;
Direktoren kommen und gehen,
Die Krisis, die bleibt allen hold.

Das kann zwar den Köbi nicht scheren,
Doch Spaß macht es riesig ihm schon.
Drum reiset ihr hochweisen Herren
Heut auch mit dem Postillon.

Damit hat mein Mann wohl am besten den Herren gezeigt, wie riesig schnuppe ihm die ganze Stahlfabrik und seine Entlassung war.

Vorher waren wir nach Merisshausen aufs Land gezogen. Ich hatte mein drittes Kind. Mein Mann schaute in gar keiner Fabrik mehr um Arbeit nach. Er nagelte einfach eine ziemlich große Firmatafel vor die Haustüre. Darauf stand geschrieben: J. Moser, Schuhmacher. Wohl staunten die Bauern über diese Metamorphose, aber bald hatten sie begriffen. Mein Mann nahm das Säckli auf den Buckel und klopfte auch die umliegenden Gemeinden nach defektem Schuhwerk ab. Im Sommer gings ganz gut, aber im Winter hockten die Bauern hinter dem Ofen und auf dem Mandengebirge liegt tiefer Schnee. Kurz, im Frühling, so im März, sagte mein Mann: „Du, wir laden wieder auf und ziehen nach der Stadt hinunter!“ Also los! Einige Wochen später stand mein Mann als Hobler und Stanzer in der Maschinenfabrik Schaffhausen. Den Meister hatte er sich dort bald zum Feind, den Werkmeister aber zum Freund gemacht. Also konnte der Meister nichts machen, umsoweniger, weil er wegen seiner Unkenntnis beim Werkmeister selbst nicht gut angeschrieben war. Ausgangs Januar 1905 erschienen die Gedichte: „Ameisen aus der Munotstadt oder ausgewählte Gelegenheitsgedichte eines Arbeiters“, ein hübsches Bändchen. Durch irgend einen Zufall muß das Fabrikbureau Wind bekommen haben, daß mein Mann der Verfasser sei. Item, eines Tages, etwa acht Tage nach Erscheinen der Gedichte, sprach der Werkführer zu meinem Manne: „Moser, jetzt kann ich sie nicht mehr halten. Am besten ist, sie kündigen.“ Mein Mann sagte nur: Danke! und 14 Tage später stand er in der Lokomotivfabrik Winterthur in Arbeit. Also hieß es wieder aufladen und wieder zügeln. Etwa acht Wochen war ich noch in Schaffhausen mit den Kindern. Mein Mann kam nur am Samstag heim. Als er endlich eine Wohnung in Gettlingen bei Winterthur aufgetrieben hatte, konnte der Umzug bewerkstelligt werden. In Gettlingen bemerkten wir bald, daß unsere Kinder in der Schule nicht einen Teil lernen konnten von dem, was in Schaffhausen. Nachfragen ergaben, daß der einzige Lehrer etwa 95 Kinder zu unterrichten hatte. Mein Mann besprach sich hierüber mit Arbeitersekretär Kaufmann, um eine Beschwerde über solche Schulzustände einzuleiten. Da er auch Dritten gegenüber kein Gehl aus seiner Absicht machte, wurde uns schleunigst die Wohnung gekündigt und nun durften wir also, dreiviertel Jahre später, wieder aufladen und davonfahren. Denn in Gettlingen gab es für uns nun keine Wohnung mehr. Schade! Ich muß bekennen, so nette und entgegenkommende Leute wie in Gettlingen haben wir sonst nicht gleich getroffen. Im strengsten Winter, am Bächtelistag 1906, siedelten wir nach Bassersdorf über. Kurz vorher hatte aber

mein Mann mit einigen Kollegen mit Hilfe von Genosse Kaufmann noch den Arbeiterverein Seuzach-Gettlingen und Umgebung gegründet.

Jahresberichte der Sektionen des Schweizerischen Arbeiterinnenverbandes.

Sozialdem. Frauenverein Bern.

Das Jahr 1912 brachte dem Verein 15 neue Mitglieder, während 6 ausgeschieden sind, sodaß die jetzige Mitgliederzahl 58 beträgt. Mitgliederversammlungen wurden 12 abgehalten, daneben eine außerordentliche und 5 Diskussionsabende. Der Besuch der einzelnen Versammlungen war im Großen und Ganzen zufriedenstellend.

Von den in den Versammlungen zu erledigenden Angelegenheiten waren zwei von besonderer Wichtigkeit. Zunächst die Statutenrevision, die ohne erhebliche Schwierigkeiten ihre Erledigung fand. Dann ein Antrag auf Austritt aus dem Zentralverbande. Nach eingehender Diskussion einigte man sich dahin, den Austritt im Interesse der schweizerischen Frauenbewegung abzulehnen.

Eine weitere wichtige Angelegenheit war die vom Verein beschlossene Einreichung einer Petition an den bernischen Großen Rat betreffend die Einführung des Frauenstimmrechts für Schul- und Armenbehörden. Der am 17. März veranstaltete Frauentag brachte eine außerordentlich gut besuchte Versammlung, über deren Verlauf wohl allgemeine Zufriedenheit herrschte. An dem Baseler Delegiertentag der schweizerischen Arbeiterinnenvereine war der Verein mit zwei Delegierten vertreten. Die nach dieser Tagung stattgefundenen Mitgliederversammlungen zeigten, daß unsere Mitglieder an den dortigen Verhandlungen regen Anteil nahmen. Auch die Parteitage waren in diesem Jahre stets mit Delegierten unseres Vereins besetzt: Der schweizerische Parteitag in Neuenburg, sowohl wie der kantonale Parteitag. Auch beteiligten wir uns am Kreisverbandstag Bern, Mittelland in Gümliigen.

Bedauerlich ist, daß die Einräumung eines Sitzes für die Frauen im Unionskomitee im Jahr 1912 nicht anerkannt wurde. Hoffen wir, daß im nächsten Jahr das Veräumte nachgeholt wird. Die Beteiligung unserer Mitglieder an der Maiseier und an den sonstigen Demonstrationen ließ leider sehr viel zu wünschen übrig. Es wäre notwendig, daß auch in dieser Beziehung die Mitglieder mehr auf dem Posten sind. Die abgehaltenen Diskussionsabende beschäftigten sich in eingehender Weise mit dem schweizerischen Parteiprogramm. Die Leitung hatte in verdankenswerter Weise Genosse Karl Moor übernommen.

Die Vorstandsgeschäfte wurden in 16 Sitzungen erledigt. Dem gemüthlichen Teil wurde Raum geboten am Stiftungsfest und durch einen gemeinsamen Ausflug nach Gümliigen. Die bisherigen Mitglieder des Vorstandes wurden einstimmig wiedergewählt. Der Vorstand setzt sich also für das Jahr 1913 aus folgenden Genossinnen zusammen: Präsidentin E. Pe-